

Kapitel 1

Ich wandle durch den Palast von Ipazia. Meine Fingerspitzen streichen beiläufig über die kannelierten Säulen. Dann halte ich inne und trete auf einen der kleinen, weißen Balkone hinaus.

Dort sitzt sie, im dritten Innenhof am Rand des Einhornbrunnens, meine Schwester Élumay, die blonde Jungfer mit dem Glockenlachen, die langen Beine übereinandergeschlagen. Der Faltenwurf ihres schlichten Kleides umspielt sie wie das zärtlich gehauchte Kompliment eines Liebhabers. Widerlich, wie sie mit unseren Cousinen plaudert.

Ihre hellen Stimmen klingen bis zu mir hinauf, und ich spüre, wie sich der Hass in meiner Brust regt. Einem bösen Schemen gleich harre ich aus und ertrage das dumme Schauspiel, bis mir die Augen schmerzen. Warum hat das Schicksal sie wieder hierhergeführt?

Hätte sie nicht auf ewig in Valdara bei unserem Onkel bleiben können? Jetzt stolziert sie, tagein, tagaus, vor meinen Augen auf und ab und verzaubert alle Anwesenden mit ihrem hohlen Geschwätz. Ich ertrage es nicht!

Und wie ein hässlicher Schmetterling, ausgespien von meinem zornigen Herzen, steigt ein finsterer Entschluss

in mir auf. Fort muss sie! Meine Schwester Élumay muss verschwinden! Besser heute als morgen!

An einen einsamen Ort werde ich sie locken. Ich weiß, wie neugierig und arglos sie ist. Ein Brief sollte ihr genug Anlass geben, zu später Stunde nach draußen zu gehen.

Vielleicht kommt er von einem ihrer schmeichelnden Freiherren, die ständig Blumen und Geschmeide schicken, um sie zu betören? Vielleicht wird sie die Aussicht auf ein Küsschen im Mondenschein reizen?

Ich werde sie in den Magnoliengarten locken, nach unten, zur Lagune. Dort wird sie ihn nicht kommen sehen, meinen Dolch. Ein schneller Stich in die Lunge, dann bringt sie keinen Laut mehr heraus, wenn es zu Ende geht.

Und doch wird genug Zeit bleiben, dass sie sieht, wer es war, der sie meuchelte. Ihre jüngere Schwester Alante, das Krähenmädchen, das stets in ihrem Schatten stand, bloß weil ihr Haar dunkel und struppig, ihre Schenkel weniger glatt und ihre Brüste weniger fest waren.

Ich werde mich über sie beugen und dabei zusehen, wie das Licht ihrer Augen erlischt. Und ich werde lachen, lachen, lachen.

Prinzessin Alante von Ipazia, Erste ihres Namens, zog sich in ihre Gemächer zurück, nachdem sie eine Weile auf dem Balkon gestanden und ihre Schwester und Cousinen beobachtet hatte. Niemand ahnte, was in

ihr vorging. Sie sagte ihrer Magd, auf keinen Fall gestört werden zu wollen, und schloss die Zimmertür von innen ab.

Dann setzte sie sich an den Sekretär in ihrem Turmzimmer und nahm Pergament und Federkiel zur Hand. Einen Moment lang überlegte sie, was sie schreiben sollte, dann tauchte sie die Spitze in das Tintenfasschen und begann mit dem Brief:

Liebste Élumay, Licht meines Herzens –

Ich sehne mich so sehr nach Euch, dass es mich von innen her zerreißt. Nur ein einziges Wort will ich zu zweit mit Euch wechseln, ein süßes Geheimnis offenbaren.

Seid Ihr bereit, Euch mit mir bei den Magnolien am Ufer der Lagune zu treffen? Um Mitternacht werde ich Euch erwarten.

Euer Diener und Freund M.

Es gibt viele Ms, dachte Alante. Da wird ihr schon einer einfallen, der den Brief geschrieben haben könnte.

Sie faltete das Blatt, steckte es in einen Umschlag und verschloss ihn mit einem Tropfen Siegelwachs. Dann verlies sie ihre Gemächer und schlich zum Zimmer ihrer Schwester. Als sich eine günstige Gelegenheit bot und niemand hinsah, kniete sie nieder und schob den Umschlag unter der Tür hindurch.

Der Rest des Tages strich so dahin, unheilschwanger für Alante, beiläufig für alle anderen. Weder beim Abendessen im Thronsaal noch beim Nachtgebet in der Kapelle ließ sich Alante ihre Unruhe anmerken. Man fand sie sonderbar still und in sich gekehrt, dachte sich jedoch nichts dabei.

Nach dem gemeinsamen Gebet verabschiedete sie sich von ihren Eltern, ihrer Schwester und ihren Cousinen und ging in ihr Gemach.

Dort zog sie eine schwarze Reithose und ein Wams aus dunkelblauem Samt an. Neben ihrem Bett drapierte sie einen Umhang mit weiter Kapuze. Und obenauf legte sie ihren silbernen Dolch mit dem juwelenbesetzten Schlangenknauf. Zu guter Letzt stellte sie ihre halbhohen Stiefel aus dunklem Wildleder bereit. Dann streckte sie sich auf ihrem Bett aus und lauschte.

Im Geist ging sie ihren Plan noch einmal durch. Sie überlegte, welchen Weg sie nehmen sollte, um möglichst unbemerkt nach draußen zu gelangen. Und sie versuchte sich den Moment vorzustellen, da sie mit dem Dolch zustoßen würde.

Nach und nach wurden die Geräusche im Palast weniger, bis sie schließlich vollends verstummten. Nur ab und zu hörte man noch die Schritte einer Nachtwache auf den Gängen.

Plötzlich schreckte Alante hoch. Sie rieb sich die Augen und warf einen Blick auf die Stundenkerze ...

War es schon so spät? Wie konnte das sein? War sie etwa eingenickt?

Mit einem Satz stand sie auf und stieß beinah den Wasserkrug um, der neben ihrem Bett auf einem Tischchen stand. Schnell legte sie ihren Dolch an, schlüpfte in die Stiefel und warf den Umhang über. Während sie zur Tür schlich, schloss sie die Fibel auf ihrer Brust mit einem Klicken, das ihr so laut wie das Poltern eines Fasses vorkam, und zog die Kapuze über den Kopf.

Als Alante sicher war, dass sich draußen nichts regte, öffnete sie die Tür und huschte hinaus. Vorsichtig schlich sie zum Hauptflur, der mit Gobelins ausgekleidet war, und lugte um die Ecke.

Niemand war zu sehen.

Leise wie ein Schatten stieg sie eine enge Wendeltreppe hinab und nahm dann eine Seitentreppe, die für gewöhnlich nur die Dienstboten benutzten. Niemand sah sie.

Die Bewohner des Palastes schliefen seelenruhig in ihren Kammern und Gemächern, und der Blick der Nachtwachen richtete sich vor allen Dingen nach draußen auf die Gärten und Höfe, vermutlich wegen des bevorstehenden Erntefestes.

Aus fernen Ländern waren viele Gäste angereist und bevölkerten die Straßen der Stadt, sangen und lachten, um ausgelassen der schier grenzenlosen Fruchtbarkeit von Ipazias Äckern, Gärten und Weinhängen zu huldigen. Dass sie die hiesigen

Gesetze nicht kannten und meist betrunken waren, störte sie kaum. Wohl aber die Palastwachen auf den Zinnen und an den Toren, die dieses Gebaren schon vom Vorjahr gewohnt waren und müde belächelten, sofern sie in ihrer freien Zeit nicht selbst daran teilnahmen.

Bald hatte Alante den Garten erreicht und lief auf Zehenspitzen den Abhang zur Lagune hinab. Sie war nervös, denn sie fürchtete, sie käme zu spät.

Doch da stand sie: ihre Schwester Élumay. Ihr hochgestecktes Haar leuchtete in der Dunkelheit, wenn das Mondlicht darauf fiel. Unschlüssig, wo der Absender der vielversprechenden Nachricht wohl steckte, machte sie ein paar Schritte und sah sich um. Schnell nun, bevor sie ihre Schwester erblickte!

Alante beschleunigte ihren Gang und zückte den Dolch. Zum Glück machten ihre Stiefel auf dem Gras kein Geräusch. Je näher sie Élumay kam, desto fester schlossen sich ihre Finger um den Griff der Waffe. Das kalte Silber beruhigte sie.

Später erinnerte sich Alante vor allen Dingen an den süßen Duft der Magnolien. Ein leichter Schwindel überkam sie, so stark waren die Ausdünstungen, die den Blütenkelchen entstiegen.

Auf den letzten Metern strauchelte sie und drohte zu fallen, fing sich jedoch ab, machte zwei, drei weitere Schritte und stürzte mit ausgestreckter Klinge auf Élumay zu.

Das Gesicht ihrer Schwester gefror zu einer bleichen Maske des Erstaunens, als sie ihrer Mörderin gewahr wurde, die den Silberdolch, mit beiden Händen fest umklammert, mehr taumelnd als zustechend, tief in ihren Brustkorb trieb. Ein kaum wahrnehmbares Seufzen entstieg noch ihrer Kehle und flog wie ein hübscher Vogel zum Nachthimmel empor, dann fiel sie nach hinten, schlug dumpf auf und verließ diese Gefilde für immer.

Alante empfand nichts.

Das Krähenmädchen stand einfach bloß da und genoss den schweren Duft der Magnolien.

Sie wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, als sie sich aus ihrer Erstarrung löste.

Nachdem sie neben dem Leichnam niedergekniet war und ihn eine Weile lang betrachtet hatte, zog sie den Schlangendolch mit einem Ruck heraus, und es gab ein ekelhaftes Krachen von Knochen, das sie ihren Lebttag nicht mehr vergessen würde. Sie wischte die Klinge an Élumays Gewand ab und steckte sie zurück in das Futteral an ihrer Hüfte.

Dann packte sie die Handgelenke des Bündels, das einst die viel umworbene Prinzessin Élumay von Ipazia gewesen war, und schleifte es ans Ufer. Am Rand der Lagune fand sie mehrere große Steine und stopfte sie ins Kleid ihrer Schwester.

Neben einem verwachsenen Magnolienbaum, wo das Wasser grün und dunkel wie ein angelaufener

Spiegel lag, stieß sie die Leiche nach unten. Es platschte und blubberte. Die zähe Oberfläche schloss sich über dem blonden Haar, dann herrschte Stille.